Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 54 (1962)

Heft: 1

Artikel: Was ist heute eigentlich links? : Betrachtungen im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution

Autor: Krüger, Horst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-354007

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GEWERKSCHAFTLICHE RUNDSCHAU

MONATSSCHRIFT DES SCHWEIZERISCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
ZWEIMONATLICHE BEILAGEN: «BILDUNGSARBEIT» UND «GESETZ UND RECHT»

HEFT 1 - JANUAR 1962 - 54. JAHRGANG

Was ist heute eigentlich links?

Betrachtungen im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution

Wir entnehmen den nachfolgenden Artikel, der sicher viele unserer Leser interessieren wird, mit der Ermächtigung der Schriftleitung dem in Berlin erscheinenden «Monat», Heft 157, Oktober 1961.

Es gibt Fragen, die man von Zeit zu Zeit immer wieder stellen muß, Fragen, die sich vielleicht nie ganz beantworten lassen und die sich trotzdem für den kritischen Zeitgenossen gleichsam von selber stellen. Von dieser Art ist auch die Frage, was denn heute eigentlich links sei. Gewiß, seit gut hundert Jahren ist die Linke ein Faktor unseres politischen Lebens. Aber das Schicksal dieser Linken war in Deutschland nie unproblematisch. Links ist in Deutschland immer eine umstrittene Position gewesen, eine Position, die Ressentiments und mancherlei Mißtrauen auf sich zog. Wer in Deutschland links ist, steht merkwürdigerweise immer im Verdacht der Staatsfeindlichkeit. Daran hat auch die Demokratie bei uns nichts Wesentliches geändert. Im Grunde war links bei uns immer ein Begriff in der Krise. Im Reich Bismarcks und der Hohenzollern erbittert umkämpft, war es der deutschen Linken nur in der Weimarer Republik einmal vergönnt, zu einer staatstragenden Kraft zu werden. Die Kürze und das furchtbare Ende dieses Intermezzos sind bekannt. Unter Hitler wurde der Begriff links zur Inkarnation alles Bösen; nicht umsonst galten die Linken und die Juden gemeinsam als der Staatsfeind schlechthin. Diese Verteufelung versank mit dem Zusammenbruch von 1945, aber es ist nicht zu übersehen, daß auch in der Bundesrepublik eine gefühlsmäßige Distanz zum Begriff «links» geblieben ist. Wer bei uns heute links ist, muß erneut mit Argwohn rechnen. Es fehlt auch nicht an Stimmen, die sehr überzeugt die Meinung vertreten, es gäbe diesen Begriff eigentlich gar nicht mehr, er sei veraltet und überholt. So scheint es an der Zeit, die Frage, was denn links heute eigentlich sei, neu zu stellen. Ihre Dringlichkeit ist nicht zu übersehen.

Noch eine zweite Vorbemerkung: Wie unser Untertitel sagt, stellen wir diese Frage «im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution». Das heißt: wir sind uns der besonderen geschichtlichen Situation bewußt, aus der wir fragen. Wir alle sind nicht mehr Zeitgenossen von Karl Marx, von Bebel oder Kautsky; wir sind Zeitgenossen der Atombombe, der Automation und aller Segnungen und Gefahren des Wohlfahrtsstaates. Wir sind aber auch Zeitgenossen eines expansiven Kommunismus, der die Völker mit der explosiven Kraft zweier Weltmächte, Rußland und China, erobern möchte. Wir stellen diese Frage schließlich in einem zweigeteilten Deutschland, dessen östlicher Teil sich als einzig konsequenter Nachfolger einer deutschen Linken ausgibt. Angesichts so dramatischer Horizonte bekommt unsere Frage erst ihren kritischen Ernst, aber auch ihre komplexe Schwierigkeit. Gibt es denn das überhaupt noch: eine freie deutsche Linke? Und wie, wenn es sie gäbe, sähe sie aus?

I

Wer diese Frage vor hundert Jahren stellte, konnte einer knappen und zuverlässigen Antwort sicher sein: Links war nach der Veröffentlichung des Kommunistischen Manifests 1848 und nach der Gründung der deutschen Sozialdemokratie 1869 die erwachende Arbeiterbewegung, die eben dabei war, sich mit der Ideologie des Marxismus ein eigenes sozialkämpferisches Weltbild zu geben. Links war alles das, was der feudal-bürgerlichen Ordnung des 19. Jahrhunderts die Zukunft bestritt. Die beginnende Technisierung hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den katastrophalen Industrie- und Großstadtballungen geführt, die eine neue, verschärfte Klassensituation in einer schon vorher eindeutigen Klassengesellschaft geschaffen hatten. Die vom Hochkapitalismus unterdrückte Klasse des Proletariats begann, sich zu sammeln und den Kampf um ihre Rechte aufzunehmen. Wer an diesem Klassenkampf im Interesse der Arbeiterklasse teilnahm, war links – gleichgültig, ob er Sozialdemokrat war oder zur freien bürgerlichen Intelligenz gehörte. Das Uberzeugende der damaligen Situation bestand darin, daß es klare Fronten und echte Klassengegensätze gab. Das wiederum hatte zur Folge, daß der Linke seinen politischen Ort hatte: er fand Parteien und Interessengruppen, mit deren Bestrebungen er sich identifizieren konnte. Karl Marx hatte es noch leicht: was er kritisierte, war wirklich ein expansiver Kapitalismus mit allen Scheußlichkeiten einer hemmungslosen Profit- und Klassengesellschaft. Der Humanismus stand auf der Seite der Linken. Seine Farbe war die Farbe der Revolution: rot.

Wie steht es heute damit – hundert Jahre später? Wer die Frage jenseits aller parteipolitischen oder ideologischen Vorurteile in der Offenheit des Denkens stellt, muß zunächst anerkennen, daß sich

die soziale und politische Situation total gewandelt hat. Die Geschichte ist anders verlaufen, als sich die orthodoxen Theoretiker des Marxismus ihren Lauf vorstellten. Die Revolution brach nicht, wie erwartet, in den hochindustrialisierten Zentren Mitteleuropas, sondern in dem agrarischen Rußland aus. Dadurch wurde die sozialistische Befreiungsidee zu einer speziellen Sache des russischen Messianismus. Der sowjetische Totalitarismus entstand. Anderseits entwickelten die Spätstadien des Kapitalismus in Europa nicht jene verschärfte Klassensituation, die mit der marxistischen Akkumulationstheorie prophezeit war. Im Gegenteil: es begann mit der Entwicklung der industriellen Großgesellschaft ein progressiver Abbau der Klassengegensätze. Konnten die orthodoxen Theoretiker des Marxismus um die Jahrhundertwende noch prophezeien, daß im Spätstadium des Kapitalismus die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer werden würden, so wissen wir heute, daß die moderne Industriegesellschaft als Konsumgesellschaft immer stärker die sozialen Gegensätze von gestern ausgleicht.

Konkret gesprochen: in Massen kann nur produziert werden, wenn auch kaufkräftige Massen da sind, die konsumieren. Der Kapitalismus verliert damit seine jahrhundertealten Züge einer bloßen Ausbeutergesellschaft und wandelt sich zu der milderen Form einer Konsumgesellschaft um, die gewiß immer noch keine humane Gesellschaftsordnung darstellt, jedoch die Privilegierung einer Klasse und deren Ausbeuterherrschaft über eine andere Klasse aufhebt. Die angeblich naturgesetzliche Notwendigkeit des Umschlages vom Spätkapitalismus in eine Diktatur des Proletariats ist damit hinfällig geworden, die Klassenkampfsituation (bis auf gewisse Randkämpfe in den Lohn- und Mitbestimmungsfragen) entschärft. An Stelle der Verelendungstheorie ist – wenigstens als Fernziel – der «Wohlstand für alle» getreten. Die Konsumgesellschaft hat den Typus des Proletariers zu einer historischen Figur werden lassen: der Arbeiter fühlt sich heute in unserer westlichen Industriegesellschaft nicht mehr als Sklave und Paria gegen die Gesellschaft gestellt, sondern als Konsument ihr zugehörig. An die Stelle seines revolutionären Pathos ist eine höchst nüchterne und materielle Konsumfreudigkeit getreten. Er nimmt Teil am Sozialzuwachs. Aus dem Proletarier von gestern ist der sozial gesicherte Arbeitnehmer, der Sozialpartner von heute geworden, der äußerlich kaum noch von seinem Arbeitgeber zu unterscheiden ist, seit er auch seine Standeskleidung abgelegt hat.

So bildet sich bei uns an Stelle der alten Klassengesellschaft immer mehr eine Verbrauchergesellschaft heraus, die eigentlich nur eine einzige große Mittelklasse kennt: die Klasse der Konsumenten und Produzenten. Sie umfaßt das gut verdienende Arbeitertum, vor allem die Facharbeiter, über die Angestellten bis zu den Vertretern des früheren Bürgertums: sie alle streben wie etwa heute in Ame-

rika zur großen wirtschaftlichen *Egalité*, zur großen Gleichheit der Konsumenten: ein Eigenheim mit Kühlschrank, Fernsehen und einem Auto. Diese breite Mittelklasse, in der die Spannungen und Gegensätze zunehmend gemildert sind, wird von einer Elite technischer und ökonomischer Manager geführt. Die Unterklassen, die das Proletariat von gestern verkörperte, stellen in dieser Industriegesellschaft die Produktions- und Konsumunfähigen: die Alten, die Kranken und Arbeitsunfähigen sind die neuen Parias der Gesellschaft.

Es gibt moderne Soziologen, die deshalb die Meinung vertreten, es gäbe diesen Begriff «links» eigentlich nicht mehr. Er sei überholt. Die industrielle Revolution habe die Revolution des Proletariats abgelöst. Die Gegenwart sei durch die Auflösung aller Gegensätze von gestern bestimmt. Gegensätze von gestern: dazu gehörte etwa die kämpferische Haltung der Jugendbewegung gegen die erstarrte Welt der Väter; die Bewegung der Frauenemanzipation gegenüber der maskulin bestimmten Gesellschaft; der romantische Gegensatz von Stadt und Land – und schließlich, vor allem, die klassenkämpferische Haltung des Proletariats. Nicht daß diese Gegensätze vollkommen aufgehört hätten. Sie wirken noch fort, aber nicht mehr als geschlossene Kampfhaltung gegen die Gesellschaft, sondern gleichsam splitterhaft integriert innerhalb aller Machtgruppen. Wer etwa die ideologischen Grundlagen unserer heutigen Parteien durchmustert, sieht bald, daß sie alle ihren ideologischen Boden nicht nur gewandelt, sondern auch partiell ausgetauscht haben. Die klassischen Fronten von früher sind gleichsam zerbröckelt und kaleidoskopartig neu verteilt. Die Sozialisten von heute haben liberales Gedankengut, die Liberalen soziales Gedankengut aufgenommen. Die Konservativen beharren nicht mehr auf einem engen Nationalismus, sondern haben etwas vom sozialistischen Internationalismus übernommen, so wie es heute etwa die Europapolitik und die Entwicklungshilfe zeigen. Umgekehrt hat der sozialistische Internationalismus nationale Züge aufgenommen, wie es sich nicht allein in der Wiedervereinigungspolitik der SPD zeigt. Es stimmt also, wenn von unserer modernen Soziologie gesagt wird, daß es die klaren Fronten von rechts und links in unserer Industriegesellschaft nicht mehr gebe.

Gibt es sie deshalb aber überhaupt nicht mehr?

Bevor wir uns mit dieser Frage beschäftigen, gilt es, noch einen anderen Einwand zu sehen, der mit dem ersten eng zusammenhängt. «Links» und «rechts» sind zunächst (das wurde schon aus unserer Einleitung deutlich) politische Begriffe. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß in der modernen Gesellschaft eine zunehmende Entpolitisierung stattfindet. In der Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts gab es allerorts noch echte politische Auseinandersetzungen; in der modernen Industriegesellschaft verwischen sich diese

immer mehr zugunsten von bloßen Interessenkämpfen. Natürlich herrschen bei uns durch das Parlament die Parteien. Es ist aber sehr die Frage, ob nicht in diese Machtgruppen heute immer mehr das einsickert, was Theodor Eschenburg einmal «die Herrschaft der Verbände» genannt hat. Bei der Macht dieses neuen Lobbyistentums geht es nicht mehr um politische Entscheidungen, sondern um Verbandsinteressen ökonomischer Gruppen, die immer stärker auf die politischen Entscheidungen einwirken.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß unserer Oeffentlichkeit das politische Bewußtsein mehr und mehr entschwindet. Sind Wahlen heute wirklich noch politische Entscheidungen? Sind sie nicht viel eher, wie es Arnold Gehlen unlängst einmal formulierte, nur noch «Akklamationen für wirtschaftliche Zustände?» Man wählt Regierungsparteien auf Grund ihrer wirtschaftlichen Erfolge. Man würde auch Oppositionsparteien wählen, sollten sie noch bessere Wirtschaftserfolge garantieren können.

Das heißt: die Entscheidung zwischen «rechts» und «links» ist heute gar nicht mehr politischer, sondern ökonomischer Natur. Die Massen honorieren wirtschaftliche Erfolge – ob sie von rechts oder links kommen, ist dabei von untergeordnetem Interesse.

Wieweit die Entpolitisierung unseres öffentlichen Lebens vorangeschritten ist, ist jedem bewußt, der sich heute bei uns mit der Organisation politischer Massendemonstrationen zu beschäftigen hat. Zwei ausgesprochen politische Staatsfeiertage wie der 1. Mai und der 17. Juni rufen in der Bundesrepublik heute stets aufs neue einige Verlegenheit wach. Für was soll man eigentlich demonstrieren? Die offiziellen Antworten sind klar: für den sozialen Wert und die Würde der Arbeit und für ein ungeteiltes, freiheitliches Deutschland. Aber alle Veranstalter dieser Feiern sind sich darüber einig, wie schwer es gegenwärtig fällt, die Bevölkerung dafür auf die Straße zu bekommen. Der neue, nachbürgerliche Typus der industriellen Großgesellschaft ist gegenüber allen politischen Demonstrationen höchst indolent. So stehen diese beiden Staatsfeiertage bei uns immer in Gefahr, zu zusätzlichen privaten Ruhetagen zu werden. Das hat seinen tiefen Grund. Arbeit und Freizeit sind die eigentlichen Pole und Lebensrhythmen des Menschen der technischen Gesellschaft. Radikale Anforderung im technischen Kollektiv und radikale Privatisierung in der Freizeit – das sind die einzigen sozialen Gesetze, die heute wirksam sind. Für die Politik bleibt dazwischen kaum Raum. Die Industriegesellschaft entpolitisiert also immer stärker das öffentliche Bewußtsein. Bei diesem politischen Bewußtseinsschwund bekommt auch die Frage «rechts oder links?» für die Bevölkerung eine höchst untergeordnete Bedeutung. Wichtig ist nur, daß die Produktion und der Konsum funktionieren. Erst wenn das nicht mehr der Fall wäre, könnte es wieder zu politischen Gruppierungen kommen.

Es gibt noch weitere Wandlungen, die berücksichtigt werden müssen. Die Rolle des Kapitals gegen das die klassische Linke so leidenschaftlich kämpfte, hat sich heute gewandelt. Der Kapitalist war in der Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts in der Tat der unbeschränkte Souverän und Ausbeuter der von ihm abhängigen Arbeiter. Das hemmungslose Profitstreben erzeugte eine Klasse der Ausbeuter und eine andere Klasse der Ausgebeuteten. Der Sozialismus kämpfte ja gerade gegen diese Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Aber es wäre unsachlich und reaktionär, dieses Ausbeutermotiv unserer modernen Industriegesellschaft in gleichem Maße zu unterschieben. Natürlich kann man über den Grad der Gewinnbeteiligung streiten, der dem Arbeitnehmer zuzufließen hat. Er steht bei uns sicher noch nicht in der richtigen Proportion zum Gewinn der Unternehmer. Wichtiger ist jedoch, daß die absolute und einseitige Herrschaftsfunktion des Kapitals in unserer Industriegesellschaft gebrochen ist. Wer der Besitzer eines Unternehmens ist, ist heute nicht mehr entscheidend. Entscheidend ist, wer an den Schalthebeln der Macht sitzt – und das sind heute fast immer Angestellte, die leitenden Direktoren, die zum Kapital selber keinen Zugang zu haben brauchen. Sie, die heute so oft genannten «Manager», sind weder Produktionsmittel- noch Kapitalbesitzer, sondern Angestellte – im Prinzip nicht andere Angestellte als ihre Bürokräfte. Trotzdem haben sie die entscheidende Macht. Es hat also eine neue Verteilung der Macht eingesetzt. Die Kapitalmächtigen, soweit es sie als Einzelpersonen und Familien überhaupt noch gibt, sind funktionsohnmächtig, die Funktionäre aber sind nicht eo ipso Kapitalisten.

Das wiederum hat unter anderem zur Folge, daß das Profitstreben, das früher die treibende Kraft der kapitalistischen Gesellschaft war und zu jener Ausbeutersituation führte, die der Sozialismus bekämpfte, weitgehend zurückgetreten ist. Natürlich muß ein Industriebetrieb auch heute Profit bringen, sonst wäre die Rentabilität des Betriebes für alle gefährdet. Aber das Profitstreben ist nicht mehr die vorrangige und hemmungslose Triebkraft des Wirtschaftsprozesses. Wichtiger ist das Funktionieren des Ganzen zum Wohle aller. Nehmen wir als Beispiel eine Autofirma wie das Volkswagenwerk. Die Besitzverhältnisse waren bei ihm lange unklar und bezeichnenderweise eigentlich unwichtig. Es gehörte offiziell bis zur Ausgabe der Volkswagenaktien dem Lande Niedersachsen. Genau war es nie geklärt. Wenn das Volkswagenwerk heute einen neuen Autotyp, den VW 1500, auf Serie legt, so wäre es töricht, zu sagen, dieses geschähe nur aus Profitsucht seiner Kapitalisten. Gerade diese gibt es ja eigentlich nicht. Natürlich muß sich ein neues Automodell rentieren, und natürlich soll die Produktion Gewinn abwerfen. Viel wichtiger als diese zusätzlichen Gewinne wird indessen die Stabilität und Stärkung der Arbeitsproduktivität im ganzen genommen – in

diesem Fall zum Beispiel die soziale Leistungsfähigkeit der Stadt Wolfsburg.

Mit dem VW 1500 wird der Konsumgesellschaft ein Angebot gemacht. Gelingt es, dieses Modell, wie geplant, abzusetzen, so ist nicht der Profit (der ohnehin einer Millionenschar kleiner VW-Aktionäre zufließt) das Entscheidende, sondern der soziale und produktive Impuls, der durch diese neue Serie die gesamte Wirtschaft belebt. An die Stelle individuellen Profitstrebens tritt also in der Industriegesellschaft eine Art kollektiver Solidarität, bei der immer alle gewinnen oder alle verlieren. Es kommt heute nicht mehr auf den privaten Produktionsmittelbesitzer an, es kommt darauf an, daß der Rhythmus von Produktion und Konsum nicht gestört wird. Die Stabilität des Allgemeinwohls ist die Konzeption der Wirtschaft.

Mit diesen Hinweisen verlieren wir uns keineswegs in volkswirtschaftliche Einzelfragen. Wir erwähnen das Beispiel nur, um zu zeigen, daß sich auch in der früher so heftig umkämpften Frage des Kapitals eine tiefgreifende Wandlung angebahnt hat. Daß die Kapitalisten unbedingt rechts und die Arbeitnehmer unbedingt links stehen müßten, ist ein veraltetes Schema. Es hatte bis vor wenigen Jahrzehnten seine Legitimation. Es kann auch heute noch zutreffen, es muß aber nicht. Heute beginnen sich auch hier die Fronten zu verwischen. Wie verschieben sie sich? Wer steht heute links?

Unsere bisherige Untersuchung hat schon gezeigt, wie kompliziert und neuartig die Frage geworden ist. Wir gestehen, daß wir sie auf diesem Wege kaum beantworten können. Vielleicht gelingt es uns, durch einen anderen Ansatz in unserem Thema weiterzukommen.

II

Unabhängig von den Wandlungen des gesellschaftlichen Seins, die wir darstellten, ist die Tatsache geblieben, daß es im gesellschaftlichen Bewußtsein noch immer den Begriff «links» gibt. Es wäre zu leichtfertig, dieses politische Bewußtseinsphänomen nur als historisches Relikt, als eine Art Nachhinken des Bewußtseins hinter dem geschichtlichen Sein zu interpretieren. Denn das Bewußtsein, links zu stehen, ist zweifellos eine der möglichen moralischen Grundhaltungen des Menschen. Es ist an keine spezielle Geschichtsepoche gebunden. Links konnte man immer stehen: im Spartakusaufstand des Alten Roms, in den Bauernaufständen des 16. Jahrhunderts, in der Bundesrepublik von 1961. Links ist in diesem Sinne eine «ewige» Haltung. Es entspricht ihr eine bestimmte Konzeption von Gesellschaft schlechthin. In den Tiefen ist sie eine moralische Haltung. Wir werden uns deshalb im folgenden mit der Frage zu beschäftigen haben, was denn links überhaupt als moralisches Konzept und geistiger Weltentwurf bedeutet. Wie sieht ein linker Weltentwurf aus?

Links – das ergibt sich schon aus der Dialektik der Begriffe, kann man nur in bezug auf etwas anderes stehen: zu einer Mitte und zu rechts. Niemand ist an sich und für sich allein links. Links steht man immer nur in bezug zu einer gegebenen Mitte und zu einer vorhandenen Rechten. Das ist eine erste fundamentale Erkenntnis. Sie heißt: links ist nichts Primäres, sondern etwas Reaktives. Man kann nicht an sich und überhaupt links sein; man ist es als Re-Aktion auf eine vorgefundene Aktion. Der Linke findet also immer schon eine Welt vor: er schafft nicht eine Welt, sondern er reagiert auf eine bereits vorhandene. In diesem dialektischen Reagieren liegt die praktische Schwäche und zugleich die moralische Stärke der linken Position. Wer links steht, protestiert gegen eine vorhandene Welt; er verneint sie und kämpft um eine neue, bessere Welt. Ist sie aber von den Linken realisiert – was ist dann links? Am Beispiel gesprochen: dreißig Jahre Herrschaft der Sozialdemokratie in Schweden haben dort einen fast vollendeten Wohlfahrtsstaat geschaffen. Eine Utopie von gestern ist soziale Wirklichkeit geworden – wer steht nun dort links? Gibt es noch ein Links von der linken Utopie, die verwirklicht wurde?

Man kann den linken Weltentwurf nur sichtbar machen, wenn man zuvor den rechten erkannt hat. Was also, so fragen wir zunächst, heißt Weltentwurf von rechts?

Der rechte Weltentwurf geht davon aus, daß eine Welt gegeben ist und daß diese gegebene Welt erhalten und geschützt werden muß. Ob er diese Ordnung geschaffen hat oder nicht – er steht zu ihr, er verteidigt sie, er hält sie auf jeden Fall für erhaltenswert. Umsturz dieser Verhältnisse erscheint ihm als Verrat und Revolution, Aufstand gegen die tiefste sittliche Ordnung. Die Erhaltung und Sicherung des Vorhandenen ist sein höchstes Ziel, seine Treue, seine Art von Moralität. In diesem Sinne ist etwa in Deutschland der Staatsbeamte oder der Soldat stets «rechts» gewesen: die unbedingte Treue zu der vorhandenen Welt war seine Moralität. Es gab nur eine Welt, die schon vorhandene; sie mußte gegen alle anderen möglichen Welten verteidigt werden. Das macht das Erzkonservative aller Rechten aus, daß sie bewahren, halten, konservieren wollen. Daß in eine solche Haltung tatsächlich eine große Moral investiert werden kann, soll nicht in Zweifel gezogen werden. Preußen wurde aus solcher konservativen Gesinnung groß. In England ist noch heute der Konservatismus eine der bewunderungswürdigsten Säulen des britischen Gemeinwesens. Eine vorhandene Welt bestätigen, ist normalerweise keine große Aufgabe. Aber es kann Größe haben. Dann erhebt sich die platte Bejahung der bestehenden Verhältnisse, die Identität mit der Macht, zu der Einsicht in die tragischen Grenzen der Welt.

Denn natürlich ist für einen geschärften Geist, mag er auch noch so sehr rechts stehen, auf die Dauer nicht übersehbar, daß die Be-

jahung der bestehenden Verhältnisse nur dadurch erkauft wird, daß auch die Unvollkommenheiten, Gebrechen und Leiden, die diese Verhältnisse schaffen, mitbejaht werden. Es macht das Wesen des Rechten aus, daß er zu dieser Bejahung der Schattenseiten, der Negativposten der Gesellschaft entschlossen ist. Der Rechte ist immer bereit, ein bestimmtes Quantum an Leiden in seiner Welt zu akzeptieren und sie als gottgegeben oder schicksalhaft anzunehmen. So zieht in den rechten Weltentwurf neben der positiven Bejahung der bestehenden Verhältnisse das Schicksalsmotiv ein: wer ihn bejaht, der glaubt fest daran, daß es einigen Menschen immer gut und einigen immer schlecht gehen wird. Dies erscheint ihm als eine ewige, unverrückbare Ordnung. Das Tragische, das darin anklingt, zu akzeptieren, macht geradezu die Metaphysik des Rechten aus. Die drei großen rechten Schriftsteller, die Deutschland in unserer Zeit hervorbrachte (Oswald Spengler, Gottfried Benn und Ernst Jünger) sind in der Tiefe alle Tragiker. Sie glauben nicht daran, daß die Welt auf ein absolut Gutes hin zu ordnen ist. Sie bejahen die relative Ordnung und nehmen die Unvollkommenheit der Welt als tragische Mitgift in Kauf. So bekommt der rechte Weltentwurf in seinen Höhen eine merkwürdige Mischung aus praktischer Daseinsbejahung, verbunden mit einer Metaphysik des Leidens. Letzte metaphysische Auskünfte von rechts sind «Schicksal», «ewige Ordnung», «gottgegeben», «sich mit dem Erreichbaren befrieden». Daß der Mensch nicht zum vollkomenen Glück, sondern zu einem heroischen Verzicht geboren ist, ist Metaphysik von rechts. Es wäre sehr interessant, unter diesem Aspekt unsere Philosophie und Literatur durchzumustern; man käme auf eine ziemlich genaue Scheidung der Geister.

Auf diesen Weltentwurf von rechts – erhalten, bewahren, schützen, leiden – reagiert die Linke mit dem dialektisch entgegengesetzten Entwurf. Sie will nicht um jeden Preis erhalten, sondern zum Besseren verändern, erneuern, revolutionieren. Sie will auch nicht Revolution um der Revolution willen (das wäre Anarchismus; sie will vielmehr, wie Walter Dirks es einmal ausdrückte, den schlechten Baum ausreißen, um einen neuen besseren Baum zu pflanzen. Die Linke glaubt also an die Veränderbarkeit der Welt. Sie anerkennt wohl die Realität der vorhandenen, ist aber gewiß, daß sie beseitigt und durch eine bessere Welt ersetzt werden kann.

Damit zieht ein zentraler Begriff in das Konzept der Linken ein: der Begriff der Utopie. Die Linke muß immer von einem utopischen Weltentwurf ausgehen. Sie glaubt daran, daß alle Menschen, wenigstens theoretisch, zum Glück berufen sind, und solange noch eine Gruppe des Volkes oder ein Volk auf dem Erdball nicht in den Besitz des möglichen Glückes gelangt sind, hört das Bemühen der Linken, die Welt zu verändern, nicht auf. Was die Linke also kennzeichnet, ist die Idee universeller menschlicher Solidarität: die in

der Französischen Revolution geborene Idee der Brüderlichkeit. Jeder Mensch ist jedes Menschen Bruder – das kann man von rechts, wo es Ordnungen, Stände, Hierarchien, Privilegien und Elend als konstante Sozialfaktoren gibt, nicht sagen. Die Menschheit ist eine brüderliche Familie, jeder in Not befindliche mein «Nächster»; diese urchristliche Gestalt des Nächsten, dem ich verbunden bin, weil er meine Hilfe braucht, ist eine anthropologische Grundfigur aller Linken.

Natürlich ist das Ziel, Glück für alle Menschen auf Erden zu realisieren, nie ganz erreichbar. Wir nannten deshalb den linken Weltentwurf utopisch. Freilich ist hier Utopie nicht in dem negativen und abwertenden Sinne des heutigen Tagesgebrauches gemeint. Utopie kommt aus dem Griechischen und heißt dort U-topos: das «Nicht-Ort-Habende», das Ortlose. Utopisch ist also ein Weltentwurf, der seine Ziele in das noch Ort- und Weglose hineinbaut: nicht einfach etwas Phantastisches und ganz und gar Unrealisierbares, sondern ein Hinausgehen über die jetzige Welt, eine die Welt transzendierende Oeffnung von letzten Horizonten, von denen aus das Weltganze konzipiert wird. Daß Utopien etwas ganz und gar Unrealisierbares seien, wird kein kritischer Zeitgenosse mehr behaupten wollen. Wir haben in der Technik mit der Entwicklung der Elektrizität, des Rundfunks und Fernsehens zum Beispiel Resultate, die noch vor einem Jahrhundert absolut utopisch erschienen. Sie waren damals «ortlos», aber inzwischen ist ihr Ort in die Geschichte eingetreten. Doch darauf, ob Utopien letztlich realisierbar sind oder nicht, kommt es für die Linken gar nicht an. Es kommt auf die treibende und verändernde Kraft an, die die Utopie in der Geschichte auszulösen vermag. Selbst wenn es unmöglich wäre, alle Menschen glücklich zu machen, so muß doch an der Idee festgehalten werden, weil auf dem Wege zu diesem unmöglichen Ziel wenigstens das Mögliche an Glück realisiert wird. Die Utopie hat also in dem Haushalt der Linken die Funktion einer Lokomotive: sie zieht die Züge der Geschichte voran, sie gibt die Kraft und Richtung, das heute Utopische morgen Wirklichkeit werden zu lassen.

Damit stoßen wir auf den wichtigsten geistigen Unterschied zwischen links und rechts. Wie der Rechte bei aller positiven Realitätsbejahung in der Tiefe Tragiker ist, ist der Linke bei aller aktuellen Verneinung der Realität in der Tiefe ein Optimist; sein Optimismus erhält und behauptet sich gegen alle negativen Realitäten des Tages aus der Tiefe eines metaphysischen Konzeptes. Metaphysisch optimistisch ist die Linke insofern, als sie prinzipiell an den realisierbaren Glücksanspruch jedes einzelnen Menschen glaubt. Das Elend der Landarbeiter in Sizilien etwa ist für den Rechten einfach ein Zustand, der hinzunehmen und vielleicht zu interpretieren ist: christlich (dann wird das Elend eine Verheißung zur Gotteskindschaft), liberalistisch (dann ist es ein Elend, aus dem der Einzelne

sich durch seine Privatinitiative freikämpfen kann), romantisch (dann wird das Elend zu einem anmutigen Prädikat italienischer Folklore). Aber keine dieser Interpretationen ändert etwas an der sozialen Gruppentatsache; man *kann* sie von rechts kaum ändern, weil der Rechte in der Tiefe an die Unveränderbarkeit der vorhandenen Ordnung einschließlich ihrer Unvollkommenheit glaubt. Für den Linken hingegen ist das gleiche Faktum ein Aergernis, ein Anstoß des Reagierens und Protestierens. Die Tatsache des Elends wird nicht als Schicksal fatalistisch hingenommen. In linker Optik ist sie ein Versagen der Gesellschaft, das durch eine bessere, gerechtere, sozialere Gesellschaftsordnung wettgemacht werden muß.

Die Idee universeller menschlicher Solidarität ist die moralische Seite dieses metpahysischen Optimismus. Es ist die tiefste Glaubensüberzeugung eines jeden Linken, daß jeder Mensch, gleichgültig, wo er steht, zur vollen positiven Entfaltung seines Menschseins geboren wurde. Solange er an dieser Entfaltung seines vollen Menschentums noch gehindert wird, hört der Linke nicht auf, zu «reagieren», zu protestieren und auf eine Veränderung der Zustände hinzuwirken. In diesem Sinne ist links auch immer international. Kein echter Linker kann sich mit der Tatsache begnügen, daß es in seinem Volke ja keine soziale Ungerechtigkeit mehr gäbe. Solange in Indien noch Menschen an Hunger sterben, muß er protestieren, auch wenn er selbst in Wohlstand lebt. Denn er ist nicht Tragiker, sondern Optimist. Er glaubt an die gerechte Welt überhaupt. Sein Glaube ist ein sozialer Welthumanismus.

III

Verlassen wir damit den Bereich moralischer Untersuchungen. Er hat uns immerhin zu der Erkenntnis geführt, daß die linke Position an sich nicht überholt ist, daß es sie wenigstens als *moralisches* Konzept gibt, daß es sie immer geben wird. Damit entsteht aber die Frage, wie denn dieses Konzept eines linken Humanismus in unserer modernen Welt zu konkretisieren, welche praktische Nutzanwendung aus unseren bisherigen Ueberlegungen zu ziehen wäre.

Verhältnismäßig einfach hat es die linke Position in Anbetracht der sozial unterentwickelten Länder. Ueberall, wo noch Menschen in unwürdiger Armut und unverschuldetem Elend leben – und das gibt es auch noch in Europa, in Süditalien, in Spanien und in Portugal zum Beispiel – wird die Linke sich solidarisch, verantwortlich fühlen. Sie wird sich nicht mit dem Hinweis zufrieden geben, daß es solches Elend schon immer gegeben habe. Ihr Bewußtsein, für die Menschheit im ganzen brüderlich verantwortlich zu sein, macht sie zum Sprecher der Unterdrückten und Ausgebeuteten. Sie wird nicht müde werden, gegen eine Welt des Unrechts zu protestieren; um in dem Bilde von Walter Dirks zu bleiben: den alten

Baum abzuhauen, ihn durch einen neuen, besseren Baum zu ersetzen.

Das hat mit der heute allerorts betriebenen Entwicklungshilfe nur indirekt etwas zu tun. Die heutige Entwicklungshilfe kommt aus anderen Motiven: praktische Erwägungen, nicht sittliche Entscheidungen liegen ihr zugrunde. Man betreibt heute Entwicklungshilfe, um die unterentwickelten Länder nicht dem Kommunismus anheimfallen zu lassen, um stabile Ordnungen in den jungen Staaten Afrikas zu gewährleisten, vielleicht auch, um künftige neue Märkte zu erschließen – alles gewiß wertvolle und bejahenswerte Motive, die jedoch zeigen, daß sie nicht von links kommen. Linke Motive wären nicht politischer, sondern moralischer Art: sie würden auf den Menschen zielen, den Reisarbeiter in Indien, den spanischen Landarbeiter, das Proletariat auf Sizilien, dem um seiner eigenen Würde willen zu helfen ist.

Man kann also sagen, daß sich angesichts der unterentwickelten Welt (und sie umfaßt heute noch immer zwei Drittel der Menschheit) an der klassischen Position der Linken nicht viel geändert hat. Wer links steht, tritt immer für die Entrechteten und Benachteiligten ein. Freilich zeigt sich hier schon eine erste Einschränkung. Der Weg zur Behebung dieses Weltelends wird von einem modernen Linken nicht mehr in der proletarischen, sondern in der technischen Revolution gesehen. Die Machtergreifung des orthodoxen Kommunismus in den unterentwickelten Ländern, wie etwa in China, hat gezeigt, daß die schwerfällige Bürokratie einer totalen Wirtschaftsplanung nicht in der Lage ist, das Massenelend wirklich zu beheben. Der Kommunismus hat in China wohl überlebte Privilegien und Klassenunterschiede beseitigt; er hat aber zur Hebung des Gesamtniveaus nur weniges beigetragen.

Wir kommen damit zu einer ersten Antwort auf unsere Frage. Wer heute wirklich links steht, kann nicht mehr, wenn er wirklich den konkreten Menschen und nicht das abstrakte System im Auge hat, unkritisch den klassischen Weg des Marxismus beschreiten: Enteignung, Sozialisierung, Diktatur des Proletariats. Auch in den unterentwickelten Ländern muß er den Weg über die Diktatur des Proletariats als einen Irrweg ablehnen. Zu deutlich hat sich in den vierzig Jahren eines praktizierten Kommunismus gezeigt, wie schlecht eine total geplante Wirtschaft funktioniert, wie schwerfällig sie reagiert, wieviel neues menschliches Elend sie erzeugt. An die Stelle totaler Planwirtschaft wird er die konsequente Industrialisierung setzen. Eine Industrialisierung, die allen freiheitlichen Unternehmerimpulsen schöpferisch Raum gibt, aber auch die wirtschaftliche Freiheit dort eindämmt, wo sie die Rechte der Arbeitnehmer anzutasten versucht.

Sehr viel schwieriger freilich wird unser Problem, wenn wir es auf unsere westliche Industriegesellschaft eingrenzen. Was bedeutet

heute in der Bundesrepublik mit all ihren Konjunkturerscheinungen «links»? Gibt es das überhaupt noch? Regelt nicht die industrielle Dynamik heute alle sozialen Probleme gleichsam von selbst? Ist es überhaupt noch möglich, im Sinne universeller, humaner Solidarität einzugreifen? Ist nicht der Linke zu einer ohnmächtigen Gestalt geworden, deren sittliche Forderungen gleichsam von der Kraft der Tatsachen täglich unterlaufen werden? Zweifellos gibt es einen klassischen Typus des Linken, der heute bei uns so reagiert. Er nennt sich gelegentlich selber den «heimatlosen Linken». Mit dem Begriff der Heimatlosigkeit soll angedeutet werden, daß er keinen gesellschaftlichen Ort mehr hat, in dem er ruht, daß ihm die gesellschaftlichen Gruppen, die ihn tragen könnten, gleichsam entlaufen sind.

Links, so haben wir gesagt, ist reaktiv, links kann man nur in bezug auf etwas anderes sein. In solchem Zusammenhang muß man die Proklamation der «heimatlosen Linken» in Deutschland als Reaktion einer geistigen Elite auf die deutsche Lage nach dem Zweiten Weltkrieg verstehen. Das klassische Erbe des Marxismus mit seinem orthodoxen Glaubensgut von Materialismus und Dialektik, von Klassenkampf und Diktatur des Proletariats war, wenigstens für die deutsche Intelligenz, nach dem Zusammenbruch von 1945 in die Krise geraten. Man wußte aus dem gemeinsamen Abwehrkampf gegen den Nationalsozialismus, daß die Grundtheorie des Marxismus, alle Geschichtsprozesse seien allein ökonomisch aus Besitzverhältnissen zu erklären, nicht mehr akzeptabel war. Im Nationalsozialismus waren Geschichtskräfte mächtig geworden, die sich wirtschaftsgeschichtlich allein nicht erklären ließen.

Der kritische Linke in Deutschland begriff also sehr bald, daß sich ein neues Geschichtsbild auf der Basis des orthodoxen Marxismus nicht werde aufbauen lassen. Es galt Abschied zu nehmen von einem imponierenden Denksystem, das in überraschender Geschlossenheit scheinbar alle Geschichtsphänomene erklären konnte. Indem sich die deutsche Linke so vom Marxismus löste, geriet sie in jenes ideologisch-gesellschaftliche Niemandsland, das sie mit dem Begriff der Heimatlosigkeit bezeichnete. Die neuen ideologisch-philosophischen Positionen der deutschen Sozialdemokratie wurden erst sehr spät und dann reichlich unklar ausformuliert, so daß sich eine neue Bindung zwischen linker Intelligenz und Sozialdemokratie in Deutschland kaum ergab. Was sich ergab, war die Situation einer «freischwebenden Intelligenz». Die jüngere deutsche Literatur etwa ist heute durchweg links; befragt man sie aber nach ihren konkreten politischen Zielen, so wird man sehr schnell auf die Situation der Heimatlosigkeit verwiesen.

Das Verhältnis zwischen Macht und Intelligenz ist bei uns also gestört. Es scheint uns deshalb an der Zeit, diesen Begriff des «Heimatlosen» als das zu entmythologisieren, was er in der deutschen

Situation längst geworden ist: als einen bequemen Ausweg, sich durch einen romantischen Begriff der schwierigen Aufgabe zu entziehen, die eigene Position heute konkret durchzudenken. Natürlich kann man sich angesichts der neuen Gesetze der Industriegesellschaft in das Getto absoluter moralischer Forderungen von links flüchten. Man kann sagen: wir nehmen von den neuen Veränderungen der Gesellschaft keine Kenntnis und fordern die Durchsetzung der klassischen Theorien der Linken. Wir stellen diese Forderung sogar im Bewußtsein, damit in eine politische Heimatlosigkeit zu geraten. Aber eine solche Forderung muß damit rechnen, daß sie die Realitäten verfehlt, daß sie wirkungslos wird und in einer großen, im Grunde aber leeren Geste erstarrt. Wir glauben auch, daß eine solche Position gegen den echten Geist der Linken verstößt, daß sie aus einer geheimen, romantischen Schwenkung nach rechts kommt, die sich damit abgefunden hat, daß die Verhältnisse eben nicht zu ändern sind. Links, so haben wir zuvor festgestellt, gibt es nicht an sich, sondern nur als Reaktion auf eine vorhandene Welt. Es widerspricht deshalb der besten Tradition einer linken Geistigkeit, eine vorhandene Welt nicht ernst zu nehmen, nicht zu kritisieren und nicht mehr zu analysieren. Konkret gesprochen: wir glauben, daß auch heute in der Bundesrepublik nur dort linker Geist herrscht, wo man sich nicht in die Passivität politischer Heimatlosigkeit drängen läßt, sondern gewillt ist, dem Geist der Linken, dem Geist des Reagierens, des Analysierens und Kritisierens tatsächlich treu zu bleiben.

Damit kommen wir zur Beantwortung unserer ersten und letzten Frage, die uns so lange beschäftigt hat. Wir mußten so viele Umwege in Kauf nehmen, weil die Frage, was *heute* links sei, nur zu beantworten ist, wenn man dieses Heute zunächst gedeutet hat. Wir geben diese Antwort zunächst in einer negativen Umschreibung. Links ist heute nicht mehr identisch mit der Ausgangsposition des Marxismus, die allein aus der Interessenlage der Arbeiterklasse dachte. Gäbe es noch wie im 19. Jahrhundert bei uns eine eindeutige Arbeiterklasse, so wäre zweifellos die Propagierung ihrer Interessen Aufgabe der Linken. In einer industriellen Welt aber, in der die Zahl der Arbeiter dauernd schrumpft und die Zahl der Angestellten wächst, in einer Welt zumal, in der sich die Klassengegensätze zunehmend verringern, kann die Linke nicht mehr vom Klassenbegriff her begrenzt werden. Links ist heute bei uns also kein Klassenbegriff mehr, sondern eine geistige Haltung. Links kann deshalb auch nicht mehr die totale, soziale Revolution an sich sein. Soweit die moderne Industriegesellschaft soziale Tatsachen geschaffen hat, die dem sozialen Humanismus des Linken entsprechen, werden sie anerkannt und akzeptiert. Aber das kann nicht heißen, daß der Linke heute seinen Frieden mit unserer Gesellschaft zu schließen hätte. Denn die Tatsache, daß die katastrophalen Klassengegensätze früherer

Epochen bei uns geschwunden sind, bedeutet noch nicht, daß die Forderungen universeller menschlicher Solidarität erfüllt wäre. Die Tatsache, daß die Ausbeutergesellschaft im großen überwunden ist, bedeutet noch nicht, daß nicht dauernd trotzdem Ausbeutung und Unrecht geschähe. In diesem Sinne steht der Linke auch bei uns immer noch auf der Seite der Schwächeren, der Mittellosen, der ins Unrecht Gesetzten. Nach wie vor leitet ihn die Idee mitmenschlicher Brüderlichkeit und sozialer Solidarität, nach wie vor ist der Schwache sein «Nächster».

Doch dies wäre wohl zu allgemein. Wir müssen die linke Position in der Bundesrepublik deshalb noch genauer bestimmen. So ist ihr wichtigstes Kriterium neben der sozialen Solidarität die kritische Intelligenz. Genauer gesagt: der Glaube an die gesellschaftsfördernde Kraft der Ratio. In gewissen Grenzen ist jeder Linke Rationalist. Er kämpft gegen den Mystizismus, die Dunkelmännerei, gegen den Schicksalsglauben. Er glaubt, daß durch rationale Durchdringung, das heißt durch kritische Analyse und intellektuelle Erhellung das gesellschaftliche Wohl zu erreichen ist. Das muß nicht heißen, daß der Linke heute Rationalist im theologischen Sinne ist. Man kann sehr wohl an die christliche Dialektik von Sünde und Gnade glauben und trotzdem die Veränderung sozialer Unordnung aus rationaler Einsicht betreiben. Ein vielbeachtetes Beispiel dafür waren die französischen Arbeiterpriester, wie auch weite Kreise des sogenannten Linkskatholizismus das gleiche zeigen. Noch immer verbindet den Linken mit Karl Marx die kritische Gesellschaftsanalyse freilich kann sie nur dann wirklich «links», das heißt dialektisch reagierend sein, wenn sie auch wirklich die *vorhandene* Gesellschaft sieht, nicht wie der Kommunismus heute deren historisches Zerrbild.

Auch die Funktion des Linken, den Fortschritt gesellschaftlicher Zustände zu betreiben, hat sich seit Marx nicht geändert. Nach wie vor ist der Linke das unruhige, negierende Element, das dem bestehenden Unrecht mit seiner Kritik und Moral zu Leibe rückt. Eine solche kritische Unruhe ist nicht jedermanns Sache. Sie setzt eine ausgeprägte Individualität voraus, eine Fähigkeit, gegen den Strom der Zeit denken zu können; sie benötigt aber auch jene Bürgertugend, die wir Zivilcourage nennen. Das alles deutet schon darauf hin, daß die linke Position, wenigstens bei uns in Deutschland, eigentlich eine Position der Minderheit ist. Internationale Solidarität, Verantwortungsbewußtsein für das Wohl aller, Kritik an den bestehenden Verhältnissen, Bereitschaft, die bestehenden Machtverhältnisse zu analysieren und zu bessern – das alles sind Ideen, für die man nicht auf das ursprüngliche Verständnis der breiten Massen hoffen kann. Es widerspräche dem selbstkritischen Geist der Linken, diese Tatsache zu übersehen. Aber sie braucht nicht zu verwundern; denn es ist in der Tat so, daß die linke Position zunächst immer eine Position der «anderen», der wenigen, der

kleinen Gruppe war. Die großen Ideen der Geschichte wurden nie von der Masse geboren. Sie wurden immer von einer Minderheit entwickelt und dann erst den Massen zugänglich gemacht. Gerade in dieser Wechselwirkung von Intelligenz und Masse liegt die Stärke der Linken. Soziale Ideen proklamieren, entwickeln und in die Massen tragen, war stets die Hauptaufgabe der linken Publizistik. Ja, man kann fast so weit gehen, die Publizistik als eine typisch linke Stilform zu deuten, während die vergleichbare Stilform der Rechten der Essay ist. Denn der Essay, wie ihn bei uns Ernst Jünger, Benn, Ernst Robert Curtius entwickelt haben, will nicht verändern, bewirken, sondern eine vorhandene Welt deuten und klären. Er setzt die vorhandene Welt voraus; die Publizistik hingegen kämpft um eine neue.

Die Tatsache der Minderheit ist also kein Einwand gegen die Situation der Linken; sie gehört heute genau wie früher zu ihrem Wesen des kritischen Reagierens. Unverändert sind auch ihre Ziele geblieben, eine sozial gerechte Weltordnung zu schaffen. Verändert sind die Wege zu diesem Ziel. Besonders klar ist diese Veränderung gegenüber dem Kommunismus. Während bis vor wenigen Jahrzehnten die Spielformen der europäischen Linken bis zum Kommunismus gleitend, voller Anknüpfungspunkte und Uebergänge waren, hat sich heute eine klare Trennung ergeben. Dies mag durch die politische Zweiteilung der Welt mitbedingt sein. Es hat jedoch seine tiefste Wurzel in der Erfahrung der neuen kommunistischen Wirklichkeit. Denn die über vierzigjährige Praxis kommunistischer Theorien hat der europäischen Linken vor Augen geführt, daß eine Verwirklichung der linken Utopie nach russischem Vorbild einer Verfehlung aller Ausgangsideen gleichkommt. Die Geschichte dieser Erkenntnis, die Geschichte der Emanzipation der freiheitlichen Linken vom Diktat der KP ist lang und schmerzlich; es gibt erregende Bücher und Bekenntnisse aus zahlreichen Ländern, in denen vom Drama dieser Enttäuschung und Trennung berichtet wird. Sie vollzog sich hauptsächlich in den dreißiger Jahren, während des Höhepunktes des Stalinismus, gleich nach dem Spanienkrieg. Schon damals ging eine Welle des Erwachens durch die europäische Linke: gerade jene ihrer Vertreter, die ihrem humanistischen Ausgangspunkt treu geblieben waren, die die Befreiung des Menschen aus unwürdigen Abhängigkeiten noch immer zum Ziel hatten, mußten nun gegen den neuen Terror, der im Namen des Sozialismus begann, Stellung nehmen. Sie wurden vielfach die schärfsten Gegner des Kommunismus; vieles von verletzter Hoffnung, innerster Enttäuschung, auch manche geheime Rechtgläubigkeit kam hier zum Ausdruck.

So ist die Position der Linken heute eine doppelte. Sie muß sich einerseits gegen alle Anknüpfungsversuche des Kommunismus wehren; sie muß aber auch anderseits sich stets neu abgrenzen gegen

alle Versuche, sie von rechts gleichsam aufzulösen. Sie kämpft gegen zwei Fronten in einer veränderten Welt schwindender Klassengegensätze und kämpft doch den alten Kampf der Brüderlichkeit. Sie findet eine Welt vor, in der vieles, was das 19. Jahrhundert als unlösbar ansah, sich gelöst hat, aber sie weiß trotzdem, daß ebensoviel noch zu tun ist. Grundidee bleibt die Idee sozialen Fortschritts. Was das im einzelnen heißt, ist nur aus einer neuen konkreten Auseinandersetzung mit den Gesetzen der modernen Industriegesellschaft zu ermitteln. Deshalb ist die Hauptaufgabe der demokratischen Linken heute, das Funktionieren unserer neuen technischen Gesellschaft zu studieren, sie auf die Idee der gerechten Ordnung für alle zu prüfen. Erst wenn sie sich hier kritisch neu engagiert, wenn sie die Besitzverhältnisse, die Machtverteilung, die Funktionsgesetze unserer Epoche analysiert hat, kann sie ihre moralische Forderung neu konkretisieren.

Trotzdem gibt es bestimmte Forderungen, die heute genau wie früher zum festen Bestandteil der linken Position gehören. Der Linke kämpft für die Gleichheit aller Menschen. Das heißt: er kämpft auch heute noch gegen soziale Privilegien und Bevorzugung einzelner Gruppen. Er kämpft gegen die Reste des Kolonialismus und gegen die Diskriminierung der Rassen. Er ist für das äußerste Maß an Freiheit, das möglich ist. Er steht gegen den Opportunismus der bestehenden Welt; denn seine Welt ist dauernd in Wandlung, in einer immerwährenden Erneuerung auf das Bessere hin.

Dieser Kampf des Linken ist heute kein Klassenkampf mehr. Er vollzieht sich nicht mehr im Akt der Revolution, sondern nach den Spielregeln der Demokratie. Ihre Umgangsform ist das Gespräch, die Partnerschaft, die Diskussion. Der richtige Linke weiß deshalb auch, daß er nicht ohne den Rechten möglich ist, daß sie beide zusammen notwendig sind. Erst im Zusammenspiel beider Positionen wird ihre Wahrheit sichtbar. Rechts und links sind Positionen, die unüberbrückbar sind. Trotzdem gehören sie zusammen, ergeben, wie die beiden isolierten Pole einer elektrischen Leitung, erst den Strom der Politik. Man muß sie trennen, um sie zusammen wirksam zu machen.

Was also ist rechts? Was ist links? Walter Dirks hat die Antwort einmal auf eine kurze Formel gebracht, mit der wir schließen möchten: «Nichts ohne Not ändern, ist das stille Bekenntnis der echten Rechten. Das Notwendige tun, ist der lautere Wille der Linken.»

Horst Krüger, Baden-Baden.